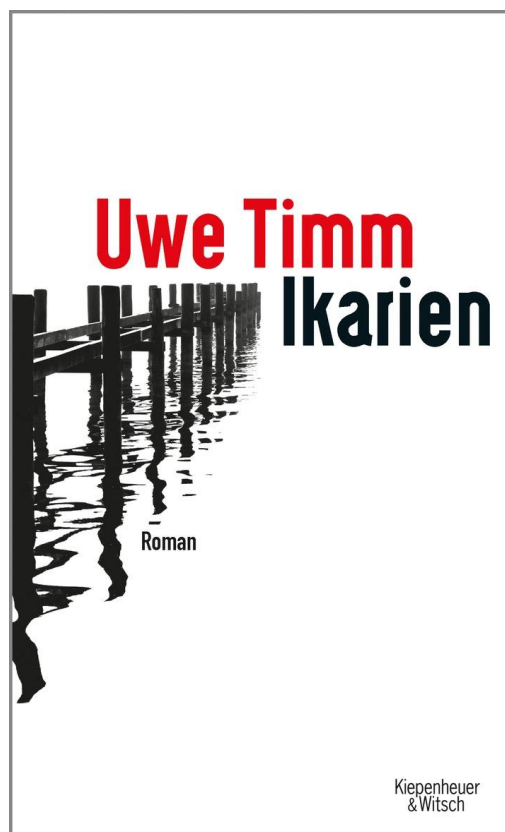


Leseprobe

Uwe Timm
Ikarien

Kiepenheuer & Witsch Verlag, Köln 2017
ISBN 978-3-462-05048-6

S. 9-28 & 51-63 & 74-99



Er lebt.
Ich bin Zeuge.
Er hat überlebt.

Er lief durch die Straße und lachte und rief etwas und tanzte, ein wenig tapsig, aber es war ein Tanz, und er klatschte in die Hände. Niemand hatte ihn je zuvor gesehen. Wie vom Himmel gefallen. Gedrungen war er und lallte, ging die Straße hinunter, vorbei an den Trümmern des Eckhauses, entlang der tarngrauen Fassade, aus der weiße Betttücher hingen, vorbei an dem Milchladen, am Schuhgeschäft, am Fischladen Grün, ihm entgegen kam Adolf Andersen, an diesem Frühlingstag nicht in brauner Uniform und glänzenden Schaftstiefeln, sondern in unauffälligem Grün, grün, grün, grün sind alle meine Kleider, auch hob er nicht, wie gestern noch, den Arm, rief nicht Heil, nein, er zog den Hut, grüßte übertrieben freundlich nach rechts und links, stutzte, blieb stehen, als dieser tapsende Junge ihm grinsend entgegenkam und seine kurzfingerige Hand ausstreckte, die Andersen

nahm, überrascht und verlegen, und schon tappte der Junge weiter, stieß eigentümlich gurgelnde Rufe aus, Schreie, kein Schmerz, wohl eher Lust, vielleicht beides, Schmerzlustschreie – aus dem Mund, der zu klein schien für die Zunge, quollen Worte: Wolken meinte wohl eins, ein anderes Baum und eins Himmel. Oder Himmler?

Nein, Himmel.

Der Junge klatschte wieder in die Hände, tatsächlich, er tanzte, ein ungelinker Tanz, deutlich zu sehen, wie er einen langsamen Rhythmus mit den Händen klatschte, wie er zum Baum ging, dem einzigen hier stehen gebliebenen, der Bomben, Brand und die Sägen im Winter überstanden hatte, eine Kastanie mit Blättern wie kleine grüne Tatzen. Der Junge drängte sich an den Stamm, befühlte die Rinde, und seinem Mund entströmte ein Gurgeln. Er lief über die Straße, schlug mit den Armen, als wolle er fliegen, stieß heisere Schreie aus und folgte den Krähen, ahmte ihren Ruf nach.

Drei, vier Monate später, inzwischen wieder eingeübt in das, was normal sein sollte, begannen die Kinder, ihn zu ärgern. Sie verstanden ihn nicht. Er drohte mit der Faust. Aber selbst wenn es ihm gelang, eines von ihnen zu ergreifen, schlug er es nicht, sondern sagte nur: Schlaf brav! Und sagte: Schön leise!

Warum schlafen?

So spricht das Kind: Ich war der Jüngste und habe am längsten zu ihm gehalten. Wie wundersam, wenn er die Wolken mit einem Besen wegschieben wollte.

Als auch ich ihn zu hänseln begann, fragte die Mutter, warum tust du das?

Weil er komisch ist.

Nein, er ist nicht komisch, nicht böse. Kinder können böse sein. Er nicht. Er tut niemandem etwas. Er wird immer ein wenig Kind bleiben.

So ungefähr war das Gespräch. Und mit ihm verbunden das Gefühl der Scham, jemanden verraten zu haben, um anderen zu gefallen.

Zwölf Jahre hatten die Eltern ihn in der Wohnung versteckt gehalten.

Ein Mietshaus, acht Parteien, vierter Stock, eine Endwohnung. Dort lebten zwei Erwachsene und ein Kind. Das Kind wurde in der Wohnung gehalten. Es galt aufzuteilen, was für zwei Erwachsene auf der Lebensmittelliste vorgesehen war: Butter, Brot, Käse, Gemüse und Kartoffeln. Kaum, dass es für zwei reichte, wie denn für drei. Und der Junge aß viel, hatte Hunger, ständig Hunger, so die Mutter, wie ein Scheunendrescher, so der Vater, der hin und wieder von der Arbeit etwas mitbrachte, Karotten, etwas Kohl, ein Stück Seife und sehr selten Honig. Ein Kollege des Vaters in der Behörde für Wasserwirtschaft hielt in seinem Garten zwei Bienenstöcke. Er wusste von dem Jungen und seinem Versteck. Bienenhonig war ein Fest.

Wussten die Mieter im Haus etwas? Vielleicht der eine oder andere, vielleicht die darunter Wohnenden, weil sie, auch wenn die oben auf Socken gingen, doch hören mussten, dass sich da nicht nur zwei Menschen be-

wegten. Sie haben nichts verraten. Er war etwas anders.
Man hätte ihn getötet.
Sie haben geschwiegen.
Hätten sie geschwiegen, wenn es eine jüdische Familie
gewesen wäre?
Der Schrecken, das Unaussprechliche.

Es muss zur Sprache kommen.

Die Trümmer. Im Sommer führten Wege über die
Schutthügel. Trampelpfade. Dort ging der Trümmer-
mörder. Dort lag die Asche. Dort lagen Knochenreste.
Ziegelmehl. Humus. Fettes Grün, Lupinen und Dis-
teln, auch der Huflattich. Kleine Wolken flogen aus
den Senken auf, Kohlweißlinge. Die Alten sagten, nie
habe es so viele Schmetterlinge gegeben wie im Sommer
1945. Schädlinge seien das. Sie fraßen den Kohl mit un-
ersättlicher Gier, und auch der war knapp. Die Kinder
jagten sie, schlugen mit dünnen Weidenruten nach ih-
nen, die Flügel zerfetzt, taumelten sie zu Boden.
Wir waren die Retter. Wir töteten die Schädlinge.

Im Traum konnte ich fliegen. Einfach war es. Ich brei-
tete die Arme aus und schon war ich in der Luft. Unten:
Häuser, Straßen, Bäume, der Lehrer Herr Blumenthal,
dem die Haare aus Ohren und Nasenlöchern wuchsen,
und dort ein Fahrradfahrer, der schwankte, zu kippen
drohte, ja, er stürzte. Ich flog voller Lust. Ich freute
mich auf das Zubettgehen. Ich freute mich auf das Ein-
schlafen.

Meine Erinnerung: Karlchen kaute. Ein beständiges Kauen, ein langsames Mahlen der Kiefer. So, als kaute er an seiner Zunge. Sein das Gesicht in die Breite ziehendes Lachen.

Meine Erinnerung: Der Jeep, ein Auto, so einfach, so erkennbar in seinen Funktionen, die Räder unverkleidet, das Lenkrad, die Gangschaltung, das Getriebe als Metallkugel über der Hinterachse sichtbar, am Heck der Ersatzreifen, auf der anderen Seite ein Spaten, die Frontscheibe konnte umgeklappt werden, der Wagen hatte keine Türen, die Soldaten stiegen einfach ein, bei Regen wurde ein Verdeck auf zwei Bügeln hochgeklappt.

Den Jeep fuhren auch die englischen Besatzungssoldaten in Hamburg, dieser aber, der im Juli im Eppendorfer Weg stand, hatte einen Stern auf der Kühlerhaube, und vorn saß ein amerikanischer Offizier in einer gestärkten Khakiuniform, die Hosen mit scharfen Bügelfalten, das blieb im Gedächtnis. Er rauchte. Der Fahrer, kein Schwarzer, obwohl, wie sich später erweisen sollte, viele Fahrer Schwarze waren, verteilte Kaugummiplättchen. Welch ein Selbstzweck: nur Geschmack, limum larum Löffelstiel, und das Kauen, diese mahlende Bewegung im Gesicht, die den Körper ruhigstellte. Der Wagen roch nach Gummi, nach Benzin, ein Geruch, der mich seitdem begleitet und die ferne Erinnerung des Anderen, des Neuen ist.

Das Überraschende war, der Mann in Uniform verstand uns, er sprach Deutsch. Der Mann fragte nach den Namen der Kinder. Die nannten ihre Vornamen, auch ihr

Alter. Karlchen war weit mutiger oder aber auch nur neugieriger, befühlte das Metall, die Reifen, den Spiegel, schließlich vorsichtig mit seinen etwas stumpfen Fingern auch die Uniform des Offiziers. Der fragte: Wie heißt du? Und Karlchen sagte: Karlchen. Er musste seinen Namen wiederholen, wie auch seine Frage: Kann Auto springen?

Der Offizier lachte. Nein.

Der Fahrer schenkte Karlchen ein in Silberpapier gewickeltes Plättchen, und als der Junge das in den Mund schieben wollte, ließ der Offizier es sich wiedergeben, wickelte das Kaugummi aus und gab es dem Jungen. Karlchen kaute und klatschte in die Hände.

Die Ausfahrt

Die Gischt über den Wellen. Auf dem Schiff steht ein junger Mann, er hat einen Auftrag. Er heißt Hansen, Michael, genannt nach dem Engel, den die Deutschen für sich reserviert haben. Den Vornamen hat sein Vater ausgesucht. Hansen ist ein recht normaler, unauffälliger junger Mann. Er ist groß und Frauen sagen, er sehe gut aus. So, wie er geht, aufrecht, sieht man, er treibt Sport, seine Bewegungen sind ruhig, kraftvoll. Er kann zuhören, das ist eine Tugend. Auch ist er ein Fragender. Viele gute Eigenschaften, aber nichts Hervorstechendes.

Der junge Mann steht mit einem Kameraden an der Reling und schaut über das Meer, über diesen bedeckten Atlantik, der in den Himmel übergeht. Sie blicken angestrengt, wie auch der Ausguck auf der Brücke. Sie halten Ausschau nach den grauen Wölfen. Nach einem Periskop, einem Schnorchel, nach der Blasenbahn eines Torpedos. Kein Wolf in Sicht. Die werden inzwischen gejagt, mit Radar, Flugzeugen, Wasserbomben. Das Schiff, ein dunkelgrauer Truppentransporter, der früher einmal ein weiß leuchtendes Passagierschiff gewesen war, ist schneller als jeder dieser Wölfe.

Der junge Mann ist einer der Berufenen.

Warum er?

Er spricht Deutsch und hat einen Führerschein.

Und von wem berufen?

Von der Psychological Warfare Division. PWD. Aber noch weiß er das nicht.

Vor sieben Monaten hatte er sich freiwillig zur Army gemeldet und war zur Nachrichtentruppe gekommen, erkennbar an zwei gekreuzten Fahnen auf den Uniformknöpfen. Er bekam einen A-Rucksack und einen B-Rucksack, die mit einem Riemen und Karabinerhaken verbunden und über der Schulter zu tragen waren. Er machte seine Grundausbildung, lernte das Bettenbauen und damit die Ordnungsschikanen kennen: Die Bettdecke musste derart straff gespannt werden, dass ein vom Ausbilder darauf geworfenes Fünfundzwanzig-Cent-Stück wieder hochsprang. Er lernte das Robben mit vorgehaltenem Karabiner, das Balancieren über Balken, das Kriechen unter Stacheldrahtrollen, das Hochsteigen an Bretterwänden, abermals balancieren, Waldlauf. Er konnte gut mithalten, hatte an der Washington University Basketball und Tennis gespielt. Er lernte, mit dem Karabiner zu schießen. Und wurde mit guten Bewertungen zu dem Offizierslehrgang kommandiert, lernte Taktik und das Übermitteln von Nachrichten, die schnell, genau und knapp sein mussten, wie der Colonel der Nachrichtenschule sagte, entscheidend für jede Schlacht. Selbst die tapfersten Soldaten, die ihre Befehle nicht rechtzeitig oder ungenau

erhalten, tappen nur in der Gegend herum. Die Flaggen auf den Uniformknöpfen kamen noch aus der Zeit, als die Befehle mit Signalfahnen von Berg zu Berg weitergegeben wurden. Jetzt gab es das Morsen, das Telefonieren, das Funken. Auch das Codieren. Und auch die Entschlüsselung feindlicher Funksprüche. Die Aufklärung. Einschätzung der Stärke, der Angriffspläne, der Stimmung in der feindlichen Truppe.

Sie, sagte der Oberst, sind das Gehirn und die Nervenstränge unserer Truppe. Muskeln, Sehnen, Knochen, das sind die anderen, Infanterie, Artillerie, Panzertruppe.

Oder besser, Sie sind die Engel, die alle Botschaften weiterreichen. Aber auch alles sehen. Und hören. Sie haben den Feind im Blick. Nicht nur, wo welche Truppen stehen, sondern, was denkt der Feind? Was will er? Wie ist seine Stimmung?

Nach einem halben Jahr hatte Hansen seinen Offiziers-
eid abgelegt und war zum Second Lieutenant ernannt
worden. Ein sogenanntes six month wonder. Er konnte
gegen die Deutschen, die Krauts, die Nazis, eingesetzt
werden. Er war Amerikaner, wenn auch in Deutsch-
land geboren, niemand fragte ihn, was er bei der Vor-
stellung empfand, dort kämpfen zu müssen, einmal ab-
gesehen von der Angst, dabei zu Schaden oder gar zu
Tode zu kommen.

Zu Hause, in Ringwood bei New York, hatte es mit
seinen Eltern Diskussionen gegeben. Warum musste er

sich gleich nach seinem Masterabschluss melden? Zwar wäre er eingezogen worden, hätte jedoch einen Weg finden können, sich zurückstellen zu lassen. Er aber hatte es so gewollt. Die Angst der Mutter, die sagte, Krieg ist Mist. Sie sagte das auf Deutsch, und auch das: Man kümmert sich um die Kinder, zieht sie groß, mit all den Sorgen, Mühen, und dann kommen die da oben, schicken sie in den Krieg und, sie werden erschossen. Auch der Vater war dagegen gewesen, allerdings aus einem anderen Grund. Er, der schon vor Jahren die amerikanische Staatsbürgerschaft angenommen und seine deutsche aufgegeben hatte, sagte, man kämpft nicht gegen das Geburtsland, nicht gegen Blutsverwandte.

Hansen hatte sich in einem Magazin eingekleidet, eine knapp sitzende Uniform, die sich in Machart und Qualität des Stoffes von dem unterschied, was er als Gemeiner hatte tragen müssen, jetzt trug er eine dunkelgrüne Jacke mit blitzenden Knöpfen, rosafarbene Hosen, Hemd, Schlips, Schirmmütze, darauf der goldene Adler, auf der Schulterklappe ein schmaler Messingstreifen. Leicht und praktisch war die Uniform.

Drei Monate vor seiner Abreise nach Europa hatte er Catherine kennengelernt, kurz vor Weihnachten, im Zug. Ein Blizzard hatte den Verkehr in New York zum Erliegen gebracht.

Für ein verlängertes Wochenende hatte er Urlaub bekommen. Schon bei der Abfahrt fing es an zu schneien, und als der Zug in das Grand Central Terminal einlief,

tobte der Schneesturm. Busse, Taxis, auch die Züge in die Vororte fuhren nicht mehr. Er stand mit der jungen Frau, die im Zug durch den Gang getrennt neben ihm gesessen und mit der er ein wenig geplaudert hatte, in der überkuppelten Halle, vor dieser zum Treffpunkt bestimmten Normaluhr. Hier sollte sie ihr Freund abholen. Hansen hatte ihr für das Münztelefon ein paar Quarters gegeben, und sie hatte von den Eltern ihres Freundes gehört, der sei zwar losgefahren, habe dann aber von unterwegs angerufen, weil er im Verkehr stecken geblieben sei.

Hansen war mit ihr in eine kleine, gegenüber dem Bahnhof gelegene Bar gegangen, wo sie noch zwei Stühle an einem wackeligen Metalltisch fanden. Eingezwängt saßen sie zwischen den anderen Gestrandeten. Die Fenster waren von den Ausdünstungen der feuchten Kleidung beschlagen. Hin und wieder sah man langsam die Scheinwerfer eines Autos vorbeiziehen. Sie tranken Bier, teilten sich, worauf sie bestand, den letzten erhältlichen Sandwich und hatten Zeit, einander zu erzählen. Zwischendurch war sie aufgestanden, hatte ihn abermals um Münzen gebeten und telefoniert. Er sah sie in der Nähe des Tresens stehen, wie sie in den Hörer sprach, wie sie den Kopf schüttelte, dieses dichte dunkelbraune, leicht rötlich schimmernde Haar. Graue weich fallende Hosen, ein dicker heller Pullover in Zopfmuster, unter dem sich schwach ihr Busen abzeichnete. Sie kam zurück, sagte, sie habe den Namen der Bar durchgegeben, falls denn Horace anriefe. Dieser Name Horace. Ihr Name? Catherine. Sie saßen in dieser überfüllten Bar

näher beieinander, als es sonst bei einer derart kurzen Bekanntschaft der Fall gewesen wäre. Er spürte, lachte sie, ihren Körper an seinem Arm. Und sie lachte oft. Die Unterhaltung wechselte vom Englischen ins Deutsche. Hansen hatte sie gefragt, was sie beruflich mache. Sie studiere Anthropologie an der Columbia, verdiene ihr Geld aber mit Sprachunterricht, Deutsch, hauptsächlich für Militärs, die nach Europa gingen. Ob sie aus einer deutschen Familie komme? Nein, sie sei Französin, aber zu Hause werde deutsch gesprochen. Sie komme aus dem Elsass. Vor vier Jahren, kurz nachdem Frankreich kapituliert hatte und von den Deutschen besetzt worden war, hatte ihr Vater sie über Spanien zu einem Onkel nach Amerika geschickt. Eine Vorsichtsmaßnahme, da nicht abzusehen war, wann der Krieg enden würde. Elsass war ja nach der Kapitulation vom Deutschen Reich annektiert worden. Ihre Familie hatte die deutsche Staatsangehörigkeit annehmen müssen. Aber sie war in Sicherheit gebracht worden. Bei ihrem Bruder sei das nicht geglückt, da er in der französischen Armee gekämpft hatte und nach der Niederlage in ein deutsches Gefangenenerlager nach Ostpreußen gekommen war. Und später wurde er dann mit seiner neuen Staatsbürgerschaft in die deutsche Wehrmacht eingezogen. Was für Zeiten. Welch ein Wirrwarr. Ich hoffe, er lebt. Ich hoffe, sie leben. Seit drei Monaten habe sie keine Nachrichten von den Eltern.

Er legte, einer spontanen Regung folgend, die Hand auf ihren Arm und sagte: Das Gute an den schlechten Nachrichten ist, sie erreichen uns meist schneller.

Sie sah ihn an. Und er sagte: Ich bin bei der Nachrichtentruppe. Ich muss es wissen. Er bot ihr, die, wie sie betonte, nur an Festtagen rauche, eine Zigarette an. Und so saßen sie eine Zeitlang rauchend nebeneinander, in einem einvernehmlichen Schweigen.

Nach gut zwei Stunden ging die Tür der Bar wieder einmal auf, und ein junger Mann kam herein, in einen braunen Dufflecoat gekleidet, schneebestäubt. Hello, sagte er, umarmte Catherine, gab Hansen die Hand, drückte, fest, und Hansen drückte kräftig dagegen, es war ein kurzes, ihm später ein wenig peinliches Kräftemessen. Er fragte sich, ob der andere es ebenso empfunden hatte. Das ist Horace, sagte sie, und der sagte abermals Hello und dann, leider sei keine Zeit, er könne sich nicht setzen, es sei ja auch kein Platz, aber vor allem, der Wagen stehe draußen, wo er nicht stehen dürfe, sie müssten schnell los. Sie wollte zahlen. Horace wollte zahlen. Hansen wehrte ab, der Sandwich sei teilbar, nicht der Preis, was insofern stimmte, da dieser ungerade war. Es blieb aber noch Zeit, Adressen zu tauschen. Er schrieb die Adresse des Camps und die Telefonnummer seiner Eltern auf. Als sie gegangen war, betrachtete er ihre Visitenkarte. In Stahlstich stand: Catherine Weckmann. Er roch an der Karte, ein Parfum, ein ferner Duft, und steckte sie ein, als er die Augen der Umsitzenden auf sich gerichtet sah und in diese distanziert fragenden Mienen blickte. Es war vielleicht nicht ratsam gewesen, miteinander deutsch in einer so zugewandten, ja verschworenen Weise zu reden. Man hätte sie für

deutsche Spione, vor denen in New York auf Plakaten gewarnt wurde, halten können.

Hansen und Catherine hatten sich in den folgenden drei Monaten Briefe geschrieben, auf Deutsch, so konnten sie in seinem Ausbildungscamp von Kameraden nicht mitgelesen werden, obwohl sich nichts Intimes darin fand, allenfalls der Wunsch, sich recht bald wiederzusehen. Ihr Deutsch gefiel ihm, da es mit altertümlichen Wendungen durchsetzt war wie: So gehab dich wohl.

Zwei Tage bevor er sich auf dem Truppentransporter nach Europa einschiffen sollte, hatte er sich abends mit ihr in *Keen's Steakhouse* verabredet. Sie redeten, tranken Cocktails und bestellten Essen. Sie wollte wissen, was seine Familie mache.

Die sei durch einen Affen nach Amerika gekommen.

Sie lachte und hielt es für einen Witz.

Doch. Sein Vater, von Beruf Präparator, habe in Deutschland einen Gorilla ausgestopft, der im Berliner Naturkundemuseum ausgestellt worden sei. Dort hatte der Direktor des New Yorker Natural History Museums auf einer Europareise das Tier gesehen und für seine Lebensechtheit bewundert. Der Vater habe ein Angebot des Museums erhalten und sei gefahren, habe dann 1932, also zwei Jahre später, die Familie, die Mutter, seine ältere Schwester und ihn nachgeholt. Später habe seine Mutter noch ein Kind bekommen, einen Jungen, ein Nachkömmling, sagte Hansen, ein stilles, verträumtes Kind, von dem man glauben könne, es traure der Alten Welt, die es ja gar nicht kannte, nach.

Aber das müsse noch erwähnt werden, der Gorilla soll derart lebendig gewirkt haben, dass die Museumsbesucher, die den dämmrigen Saal ahnungslos betraten, einen Schreck bekamen. Derart tückisch muss er geblickt haben und eben sehr lebendig. Mächtig stand er an einem Ast, als wollte er sich hinaufschwingen. Kamen Mädchenschulklassen, musste dem Tier ein kleiner Schurz vor das Geschlecht gebunden werden.

Sie hatten viel gelacht. Auch über seine militärischen Ausbilder, über die brüllenden Corporals, über Kameraden, und Hansen, sonst eher ein Fragender, Zuhörender, war durch die Cocktails, vor allem aber durch ihr Lachen – ein helles Auflachen, das melodisch verstummte – in ein rasantes Erzählen gekommen. Sie lachen zu hören, war ein Glücksgefühl.

Als sie aufbrachen, war es für den Zug nach Ringwood zu spät. Er hätte sich ein Hotel suchen oder in das Wohnheim für Offiziere gehen müssen.

Sie bot ihm an, er könne in der Wohnung, die sie mit einer Freundin teile, übernachten. Sie würde mit der Freundin in einem Zimmer schlafen.

In der Wohnung kam ihnen eine junge Frau entgegen, in Pullover und Hose. Die Brille hatte sie ins Haar geschoben.

Das ist Gillian, die bereitet sich auf das Examen vor.

Sie setzten sich zu dritt an den Tisch, redeten ein wenig. Du kannst, sagte Gillian zu Catherine, auf dem Sofa schlafen, wenn dich meine Lampe nicht stört.

Catherine bezog ihr Bett, in dem nun er liegen sollte.

Fast hätte er einem spontanen Wunsch folgend gesagt, das sei nicht nötig. Gern hätte er in ihren benutzten Laken geschlafen. Sie holte ihm zwei Handtücher. Danach hörte er sie im Bad rumoren. Das Wasser lief. Sie kam, streckte den Kopf in die Tür und sagte: Your turn. Er duschte, trocknete sich ab, roch an den Flakons, bis er ihren Geruch entdeckte. Er legte sich ins Bett, und auch hier war dieser Duft. Jasmin? Er schaltete das Licht aus und hörte vom Nachbarzimmer das leise Reden der Frauen. Dann plötzliche Stille. Er dachte, sie habe sich drüben hingelegt. Schon im Hinübergleiten zum Schlaf hörte er, wie die Tür sich in eine jähe Helligkeit öffnete und wieder schloss, wie sie auf nackten Füßen ins Zimmer und näher kam. Sie hob die Decke hoch und legte sich zu ihm. Gillian muss arbeiten, flüsterte sie, und ich kann bei Licht nicht schlafen. Sie atmete, als wäre sie eilig eine Treppe hochgestiegen. Und nach einem Moment ihre Stimme: Wir müssen aber leise sein.

Ein schmales ebenmäßiges Gesicht, blondes Haar, links gescheitelt. Ein junger Mann mit einem ruhigen Mund und nachdenklichen Augen. Auch diese Erscheinung muss berücksichtigt werden bei der überraschenden Wendung des Abends, unerwartet, doch wie dem Wünschen gehorchend. Und auch das, was weder sie noch er ausgesprochen hatten, die bevorstehende Reise zu den europäischen Schlachtfeldern, wobei sich dort, anders als im Pazifik, der Krieg schon dem Ende näherte.

Zukünftiges war nicht zur Sprache gekommen. Hingabe ersetzte Worte.

Am nächsten Morgen war ihre Mitbewohnerin schon früh gegangen. Catherine hatte kurz mit ihr geredet, war zurückgekommen. Vielleicht waren wir doch zu laut? Nein, man müsse sich um Gillian keine Gedanken machen, sagte sie. Die Freundin sei in die Bibliothek gegangen. Wir brauchen jetzt Kalorien, wir brauchen Fruchtsaft, wir brauchen Käse, Toast, Eier und Milch. Sie fuhr im Fahrstuhl hinunter. Er blickte aus dem Fenster der 9. Etage in die 76th Street West und hoffte, sie beim Hinausgehen zu sehen. Vergeblich, sie war wohl am Haus entlanggegangen. Er betrachtete die beiden in Silber gerahmten Fotografien auf ihrem Schreibtisch, die eine zeigte eine elegant gekleidete Familie, der Mann im dunklen Anzug, die Frau in einem weiß gerüschten Kleid, wohl ihre Eltern, der Junge, ihr Bruder, im Matrosenanzug und das Mädchen, sie, im weißen Kleid.

Auf dem anderen Foto saß ein junger Mann an der Pinne eines Segelboots. Er lachte, zeigte viele weiße Zähne, das Braun seiner Haut hob sich vom Weiß des Polohemds ab. Hansen erkannte Horace nicht gleich, der eingehüllt und schneenass und auch nicht derart zahnweiß lachend in die Bar gekommen war, um sie aus dem Schneechaos zu befreien.

Die Kleidung, das große Segelboot, all das ließ auf eine wohlhabende Familie schließen.

Mit einer großen Papiertüte kam sie zurück ins Zimmer.

Er nahm sie in die Arme, sie brachte den Geruch der frischen Luft mit, Sonne, die Haare offen, durchweht, zerzaust. Sie saßen am Tisch und aßen Toast, tranken Kaffee, und als sie ihm über den Tisch die Hand reichte, zog er sie hoch – sie legte den angebissenen Toast achtlos auf den Tisch.

Catherine brachte Hansen zum Zug nach Ringwood. Er hatte sie schließlich doch nach Horace gefragt.

Horace? Ja. Nach einem Zögern sagte sie, ihre Verlobung sei geplant. In zwei Monaten. Das war ein wenig verdruckst gesagt. Und nach einem weiteren Zögern: Ihm, Horace, müsse sie nun sagen, was geschehen sei. Das Wort Bereuen. Nein, nicht, aber allein der Gedanke an Horace, das alles stimme sie traurig, und natürlich fürchte sie das kommende Gespräch. Und was werde, wisse sie nicht. Wie auch.

Ein Gespräch über Trennungen, das war ihr Abschied. Eine lange Umarmung, bei der er sie bat, am nächsten Tag nicht zum Schiff zu kommen. Dort müsse er sich um die Mutter und seine Geschwister, auch den Vater kümmern, und überhaupt seien Abschiede auf Bahnhöfen und an Kais, die er schon als Junge erlebt habe, etwas Kompliziertes, dieses Warten, das sich Hinziehende, das immer noch eine kleine Weile Bleiben und dann endlich Losfahren, das sei alles doch immer quälend. Sie fand das nicht, es sei doch so, dass man sich und den anderen sehr deutlich spüre, da etwas von einem selbst getrennt werde.

Sie war dann doch gekommen. Am Hudson lag der Truppentransporter, grau gestrichen, mit dunkelgrauen Zacken, ein kubistischer Tarnanstrich. Oben auf den Decks drängten sich die Soldaten. Mannschaftsdienstgrade stiegen mit ihren Säcken über der Schulter die Gangway hinauf. Auf dem Kai standen Freunde und Angehörige. Es wurde von oben nach unten gerufen. Hansens Offizierskiste war von einem Matrosen hochgetragen worden. Zwei Bücher hatte sein Professor ihm für die Reise geschenkt: Ernst Blochs *Spuren* und E. T. A. Hoffmanns *Nachtstücke*. *Mit achtundvierzig Zeichnungen von Alfred Kubin.*

Hansen stand mit seinen Eltern, seiner Schwester und dem kleinen Bruder zusammen, und der Vater nannte ihm Verwandte, die er, wenn es zu der Kapitulation Deutschlands komme, woran ja kein Zweifel bestehe, besuchen solle, und Michael Hansen versprach es. Und schreiben, gleich, wenn du ankommst, sagte die Mutter. Ja, auch versprochen. In dem Augenblick entdeckte er sie. Catherine stand in dem geblühten Kleid am Kai. Er ging, ja lief zu ihr und sagte, Wie schön, dass du gekommen bist, aber als er sie umarmen wollte, sagte sie schroff: Fass mich nicht an! Ich wollte dir nur Lebewohl sagen. Und schreibe nicht! Sie drehte sich um und ging weg. Es war wie ein körperliches Zurückstoßen. Verwirrt stand er, überlegte, ob er ihr nachgehen, sie fragen solle, was diese heftige Zurückweisung bedeute, da sie doch zum Abschied gekommen sei. Aber da war sie schon zwischen all den Wartenden, Winkenden verschwunden. Sein kleiner Bruder kam und zog ihn an

der Hand zu den Eltern und der Schwester. Auf deren Fragen und Ratschläge gab er verworrene Antworten, bis der Vater sagte: Du bist schon ganz weit weg, du musst jetzt gehen.

In Antwerpen angekommen, bekam er seinen Marschbefehl, er sollte sich beim Stab des *XII. US Corps* in Frankfurt melden. Von Amsterdam wurde er zu einem erst vor sechs Tagen eingenommenen Feldflughafen bei Frankfurt geflogen. Ein paar zerschossene Jagdflugzeuge standen an der Behelfspiste.

- 2. April 1945 -

Fahrt nach Frankfurt. Das Umland ist von den Kämpfen verschont geblieben. Mist oder Heu wird ausgefahren, Wagen, von Rösslein gezogen, Sensen werden gedengelt, Frauen zupfen Unkraut, Kinder stehen am Straßenrand. Fachwerkhäuser mit ihren waagerechten und schrägen Balken. Muss an *Hänsel und Gretel* denken, das die Mutter vorlas. Keine Traktoren. Man kann nicht glauben, dass dieses Land Raketen und Düsenjäger gebaut hat.

- 3. April 1945 -

In Frankfurt, ein anderes Bild. Zerstörte Fabrikhallen, in denen riesige, rätselhafte Metallteile stehen, aufgeplatzte Röhren, Stellwerke, ausgebrannte Eisenbahnzüge, eine gesprengte Brücke, die schwankende Fahrt über eine *pontoon bridge*, Hausruinen, Fassaden sind stehen geblieben, dahinter der Ziegel- und Steinschutt,

- 27. April -

Auf der Straße Kolonnen deutscher Gefangener, die nach Norden in ein Lager marschieren. Zerlumpt sehen sie aus. Kaum vorstellbar, dass diese graue Masse einmal davorstand, Europa zu beherrschen. Und auf der anderen Seite der Straße, Richtung Süden, ebenfalls zerlumpte, abgehärmte Gestalten, zwangsverpflichtete Arbeiter aus Polen, der Ukraine, Russland, Gefangene aus den Konzentrationslagern, dann wieder belgische, französische Kriegsgefangene, dazwischen deutsche Flüchtlinge aus dem Osten, Frauen, Kinder und Alte, Pferdewagen, beladen mit Ballen, Koffern, Körben, ein Handwagen, von Frauen gezogen, am Strick eine Kuh, hochbepackte Kinderwagen, zwei Ströme bewegen sich aneinander vorbei in Gegenrichtung. Die Drangsalieren nehmen keine Rache, drohen nicht mit der Faust, keine Rufe, nichts, eine lange schweigende Kolonne. Nieselregen. Auch dieses Grau kommt hinzu. Allerdings erzählt man, dass es seitab der Straßen zu Plünderungen, Vergewaltigungen, auch Morden an der deutschen Bevölkerung komme. Bauern werde das Vieh abgeschlachtet.

- Frankfurt. 2. Mai -

Die Unterkunft – eine requirierte Villa, die bis vor vier Wochen ein Direktor der IG Farben sein Zuhause nannte. Ein aus Sand- und Backstein erbautes kleines Schloss mit gotisch anmutenden Fenstern, Erkern, Türmchen. Eine gewaltige Empfangshalle, ein pompöser Treppenaufgang, im ersten Stock eine Galerie, al-

les mit schwerer Eiche verkleidet, düstere Solidität, ein massiver Kronleuchter, auf Konsolen schwere chinesische Vasen, an den Wänden Ölbilder, bärtige Männer, Gründungsgesichter, zwei Landschaftsstücke, auf denen Kühe im Abendlicht weiden, im Gebälk eingeschnitzt: FORTES FORTUNA ADIUVAT.

Na denn.

Hansen musste sich das Zimmer mit einem First Lieutenant teilen, George, einen schlaksigen, sommersprossigen Psychiater aus Austin, der, wie Hansen fand, Schiller ähnlich sah, jedenfalls jener Abbildung nach zu urteilen, die Professor Kuppitsch über seinem Schreibtisch hängen hatte.

Das große und hohe Schlafzimmer des Besitzers hatte drei Fenster, die mit dunkelgrünen Samtvorhängen verdunkelt wurden. Das Ehebett stand zweigeteilt auf Rollen und konnte auf kleinen Schienen auseinandergezogen werden. Haben die, wenn sie sich stritten, die Betten auseinandergeschoben? Oder wurden sie nur zum Kopulieren zusammengeschoben?

I have to tell you up front that I snore – and then some. All my girlfriends have complained. I hope you can put up with it.

George war nur drei Jahre älter als Hansen und hatte in Belgien in einem Feldlazarett während der Ardenenschlacht Verwundete behandelt. Er erzählte, dass die Militärs psychische Verletzungen nicht ernst nähmen. Diese Berufsoffiziere hätten die emotionale Sensibilität von Panzernashörnern. Den Begriff seelischen

Schaden akzeptierten sie nicht. Ein General wollte ihn auf deutsche Gefangene ansetzen, die in Stalingrad gekämpft hatten, verletzt ausgeflogen und dann, nach ihrer Genesung, wieder eingesetzt worden waren. Kälte, Hunger, Hoffnungslosigkeit und doch weiter durchhalten, das sei erstaunlich, das müsse erforscht werden. Das interessierte den General, der für die Motivation der Truppe zuständig war. Was denn Trauma? Meinetwegen, sollen sie nachts träumen, am nächsten Tag aber ihren Dienst tun.

Die Überwindung solcher Schocks sei für diese Militärs eine Frage des Willens. An tiefergehende psychische Störungen glaubten sie nicht. Und solange der Krieg andauere, ständen die Patienten immer unter dem Verdacht des Simulierens. Es gab ganz eigentümliche Fälle von *battle fatigue*, wie jener Private E-2, der behauptete, ihm werde bei jedem Knall schwarz vor Augen. Unmöglich zu reagieren, unmöglich, mit dem Karabiner ein Ziel zu erfassen, geschweige denn zu schießen. Dieses Schwarzsehen war von keinem Zittern der Hände begleitet.

Er habe, sagte George, der entsandt war, das Innere des Schreckens zu erkunden, aber in Ermangelung von Ärzten gleich nach der Landung in Antwerpen ab und in das Frontlazarett an den Ardennen kommandiert worden war, bis dahin nur in der Anatomie Tote gesehen. Und plötzlich musste er operieren, zunächst Kleinigkeiten, Splitter entfernen, Platzwunden nähen. I hope people aren't mad at me when they look in the mirror.

Chirurgie habe ihn nicht interessiert, er habe nur die Pflichtübungen an der Uni gemacht: zusehen und mal eine Naht fertig nähen. Das war's. Das Hirn interessierte ihn. Und plötzlich musste er mit dem Skalpell an Beinen, Brust und Armen herumschneiden: learning by doing. Ein erfahrener Sanitäter habe ihn unterstützt. Dann wurde er hierherversetzt und konnte das Skalpell aus der Hand legen. Und bekam Fälle wie diesen Private, dem, wollte er schießen, schwarz vor Augen wurde. Der hatte bei einem Granatbeschuss in einem Straßengraben Deckung gesucht und sah dann, wie ein Shermanpanzer von einer deutschen Panzerfaust getroffen wurde und ein Mann der Besatzung sich noch aus dem Turmluk stemmen konnte, zu Boden stürzte, mit brennendem Unterleib am Boden lag, den Oberkörper hochgestemmt, schreiend, als wolle er Liegestützen machen, bis er starb. I declared him unfit for duty. And yet the war in the Pacific is still dragging on.

George schnarchte tatsächlich sehr laut und ausgiebig. Hansen hätte nicht sagen können, ob er selbst auch schnarchte. In der Kaserne war er nicht darauf angesprochen worden, und sonst fehlten die Zeugen, denn mit den vier Frauen, mit denen er bisher zusammen gewesen war, kurz, nur Tage, ein paar Wochen, hatte er nicht darüber reden können. Es fehlte eine längere zugewandte Vertrautheit, die eine solche Frage möglich gemacht hätte, ohne die romantische Stimmung zu zerstören.

Noch jetzt, wenn er an Catherine dachte – und er dachte

oft an sie –, war die Nacht eine Nähe von Atemzügen, einmal hatte sie im Schlaf gesprochen, etwas Unverständliches. Er jedenfalls hatte wach gelegen, voller Glück über jede ihrer Bewegungen und jeden Atemzug. Einmal hatte er sie sacht geweckt, und sie hatte nach einem kurzen Moment nur Ja gesagt. Noch immer war der schmale Lichtstreif unter der Zimmertür zu sehen gewesen. Erst gegen Morgen wurde das Licht gelöscht, und Hansen hörte, wie die Mitbewohnerin leise die Apartmenttür ins Schloss zog.

Zwei Mal hatte er angefangen, ihr zu schreiben, dann aber den Briefbogen wieder zerknüllt und weggeworfen. Ihr Befehl: Schreib mir nicht!

An einem Freitag fuhr Hansen mit Major Alexander im Fond eines *Horchs* von Frankfurt nach Dillenburg. Ich habe, sagte Leo Alexander, dafür gesorgt, dass wir einen bequemen Wagen bekommen und nicht im Jeep bei diesem lausigen Wetter reisen müssen. Wird eine nette Landpartie, auch wenn der Anlass nicht so nett ist. Wir machen es uns bequem. Der Mann, den wir besuchen, ist der stellvertretende Direktor des Kaiser-Wilhelm-Instituts für Hirnforschung, Entdecker des Hallervorden-Spatz-Syndroms, des HSS, also eine Koryphäe, allerdings eine seit 1933 die SS fördernde Koryphäe. Auch er war an der Euthanasieaktion beteiligt. Es sind Überzeugungstäter, sagte Alexander. Hitlers Erlass von 1939 spricht vom Ermessen der Ärzte. Und das Ermessen wurde so verstanden, dass

wir beim augenblicklichen Stand mit weit mehr als hunderttausend Getöteten in der Zeit von neununddreißig bis einundvierzig rechnen. Sechs Tötungsanstalten arbeiteten. Unheilbar Kranke sollten – so hieß es – den Gnadentod bekommen. Die Gnade war allerdings streng geheim. Die Patienten wurden vergast. Mit Kohlenmonoxyd. Hadamar habe ich gesehen. Die Anlage ist inzwischen abgebaut worden, aber das Personal, die Pfleger, Ärzte, Krankenschwestern waren noch da. Wir haben sie befragt. Die Patienten wurden in Bussen gebracht, in einem Raum entkleidet. Oberflächliche Untersuchung durch den Arzt. Todesursache: Lungenentzündung oder Blinddarm. Das Opfer wurde fotografiert, dann mit anderen Patienten in einen gekachelten Raum, der als Dushraum getarnt war, geführt. Bürokratie auch da: Nur der Tötungsarzt durfte den Gashahn aufdrehen. Er beobachtete das Sterben durch ein kleines Fenster. Zwanzig bis dreißig Minuten. Dann wurde die Tür geöffnet. Die Leichen wurden auf einem Wagen zu den beiden Öfen geschoben und verbrannt. Die SS-Männer, die dort arbeiteten, wurden Heizer genannt. Bei der zehntausendsten Tötung im Jahr 1940 gab es Freibier. Für das ganze Personal, Bürokräfte, Krankenschwestern, Pfleger, Heizer und Ärzte.

Allerdings nahmen auch die Beschwerden zu. Anwohner klagten über den Verbrennungsgestank. Und auch das: Gerüchte verbreiteten sich. Bald, hieß es, werden auch die Alten umgebracht. Alle, die nutzlos sind. Es gab Proteste. Immerhin. Auch vonseiten der katholi-

schen Kirche. Im August 1941 hat Hitler die Aktion gestoppt. Wissen Sie, warum?

Der Krieg gegen die Sowjetunion?

Ja. In der Heimat sollte keine ungute Stimmung aufkommen. Und zugleich begann eine andere, umfassendere Aktion. Die Heizer sollten ihre Erfahrungen im Osten einbringen.

Nach einer längeren Pause sagte Alexander, in den Heil- und Pflegekliniken wurde dann in Eigenverantwortung, auch ohne Hitler-Erlass, weitergemacht, mit Mangelernährung oder durch Verabreichung von Luminal, durch Veronal oder Morphinium-Scopomalin-Spritzen. Als wir nach Hadamar kamen, waren am Tag zuvor gerade ein junger Mann und ein Mädchen durch Luminal umgebracht worden. Beide mongoloid. Das Personal war nicht geflohen. Ein Pfleger sagte: Wieso, wir haben doch nichts gestohlen. Und der Leiter Dr. Wahlmann sprach von dem Platz, den man für die Verwundeten und Bombenopfer habe schaffen müssen.

Danach saßen Alexander und Hansen schweigend nebeneinander, und jeder blickte aus dem Fenster in eine frühsummerliche Landschaft, die Obstbäume waren abgeblüht, aber das Laub war noch hellgrün. Darüber, weiß leuchtend, zogen Wolken.

Von Berlin war das Institut für Hirnforschung in die hessische Kleinstadt Dillenburg ausgelagert und in einem Barackenkomplex untergebracht worden.

Alles recht einfach hier, aber die Russen sind fern und die Forschung geht weiter, auch die Ahnenforschung,

die besonders, da sie sich in einem schwadronierenden Kreis bewegt, sagte Professor Hallervorden, ein rüstiger Mann um die sechzig, graue kurz geschnittene Haare, blaue Augen hinter einem Zwicker, den er während des Gesprächs immer wieder abnahm, dabei zwinkerte, dann wieder aufsetzte. War das ein Tick oder auf die Anspannung im Gespräch zurückzuführen? Kaffee wurde von einer Sekretärin gereicht. Ahnenforschung, das ist Hokuspokus. Wir haben streng wissenschaftlich geforscht. Hallervorden bot Alexander eine Zigarre an, hielt dann, nach einem kurzen Zögern, auch Hansen das Kistchen hin. Beide lehnten ab. Hallervorden nahm sich selbst eine, zündete sie bedächtig mit einem langen Streichholz an und betonte, es sei Vorkriegsware, also kein Schreiberkraut. Gewusst habe er von diesem Gnadentod-Erlass, ja. Ich habe aber mit den Verfahren der Euthanasie niemals das Geringste zu tun gehabt. So direkt, sagte er rauchend, habe er als Hirnanatom mit Patienten sowieso keinen Kontakt. Seine Arbeit sei reine Forschung gewesen. Er glaube, moralisch nicht schlechter dazustehen als ein Anatom, der sich um den Körper eines Hingerichteten bemüht, weil er möglichst frisches Untersuchungsmaterial braucht.

Leo Alexander las ihm einen Bericht vor: *Die Anstalt Görden/Brandenburg, an der Prof. Hallervorden früher als Prosektor gearbeitet hatte, war 1940 nach Inbetriebnahme einer mit Kohlenmonoxyd arbeitenden Gaskammer im alten Zuchthaus Brandenburg in die direkte Nachbarschaft einer »Liquidationsanstalt« gekommen.*

Das ist richtig, sagte Hallervorden: Außerdem konnte ich im Laufe des Sommers 500 Gehirne von Schwachsinnigen selbst hier sezieren und zur Untersuchung vorbereiten.

Also die Tötung der Patienten war ihnen bekannt?

Ich hörte, dass sie das tun würden, und so ging ich hin und sagte ihnen: ›Schaut mal her, Jungens, wenn ihr all diese Leute doch tötet, dann nehmt wenigstens die Gehirne heraus, damit das Material verwendet werden kann.‹ Sie fragten mich: ›Wie viele können Sie untersuchen?‹ Und so sagte ich ihnen, eine unbegrenzte Anzahl – ›Je mehr, desto besser.‹ Ich gab ihnen die Fixierungsmittel, Glasbehälter und Kästen und unterrichtete sie im Entfernen und Fixieren der Gehirne, und dann kamen sie nur so und brachten sie herein wie der Lieferwagen vom Möbelgeschäft.

Wie im Lieferwagen eines Möbelgeschäfts?

Ja.

Auf der Rückfahrt nach Frankfurt saß Hansen vorn. Er hatte darum gebeten, da ihm schon als Kind im Auto, wenn er hinten saß, leicht schlecht geworden war. Alexander saß im Fond und machte sich Notizen. Einmal sagte er: Aus Sicht von Hallervorden ist alles ganz folgerichtig. Die Menschen werden sowieso umgebracht, warum dann nicht die Gelegenheit nutzen und die Hirne untersuchen. Was stört Sie an dieser Logik?

Hansen dachte nach: Dieses Je mehr, desto besser. Und dass er dabei seine Zigarre schmauchte.

Ja, sagte Alexander, genau.

- (*ohne Datum*) -

Mein neuer Vorgesetzter heißt Leo Alexander, spricht deutsch mit einem Wiener Akzent. Er hatte bis 1933 an der Frankfurter Universitätsklinik als Assistent in der Psychiatrie geforscht, ging nach Amerika, wurde Professor an der Harvard Medical School und an der Duke University. Trat 1942 ins Medical Corps ein. Tut jetzt als Major Dienst und trägt eine elegante Uniform, geschneidert, was eigentlich nur Generälen erlaubt ist. Einer der wenigen Zigarrenraucher. Alexander hat die Aufgabe, die verhafteten deutschen Ärzte, die für die Euthanasie und für Versuche an Menschen zuständig waren, zu verhören. Ihnen soll der Prozess gemacht werden.

Der Auftrag

In Frankfurt wurde Hansen in die Dienststelle der Psychological Warfare Division befohlen. Major Engel gab Hansen den Marschbefehl nach München. Der Major hatte in Freiburg bei Husserl Philosophie studiert und war 1932 mit einem Stipendium nach Amerika gegangen. Er, der mit der Dritten Internationale sympathisierte, war, nachdem die Nationalsozialisten die Regierung übernommen hatten, in den Staaten geblieben und lehrte in Harvard Classics.

Haben Sie schon mal von der Eugenik gehört?

Gehört ja.

Damit werden Sie sich in der nächsten Zeit beschäftigen.

Hansen war es, als wüssten die oben in den Stäben nicht, wohin mit ihm. So, als schöbe man ihn hin und her. Aber Major Engel sagte, ohne dass Hansen gefragt hätte, keine Angst, wir, die Gesellschaft vom Turm – Sie sind doch Literaturwissenschaftler –, behalten Sie im Auge. Sie haben die harte Wirklichkeit gesehen. Das war die Initiation. Jetzt sollen Sie zum Geistigen kommen. Sie wurden ausgewählt. So feierlich darf ich das

sagen. Tut mir übrigens immer leid, sagte Engel in einem Deutsch mit Berliner Tonfall, dass an meinem Namen ein S fehlt. Verstehen Sie? Also. Sie sollen nach München. Und hier ist die Adresse. Der Mann war 1936 im Gespräch für den Friedensnobelpreis. Fachmann für die Eugenik und Begründer der Rassenhygiene.

Keine Befragung der Familie, das ist hoffnungslos. Das sind immer die herzenguten Familienväter gewesen, die zu Ostern die Eier versteckten und zu Weihnachten Tränen in den Augen hatten, wenn die Kinderlein zur Bescherung kamen und ihre Gedichte aufsagten. Unser Dienst hat einen Mann ausfindig gemacht, der einmal mit diesem Doktor in den USA war. Der Doktor ist tot, aber sein Begleiter von damals lebt. Man hat in den Listen nachgeforscht. Den Dienst interessiert, was genau die dort gemacht haben. Auch diese Geheimbünde, die er gegründet hat: Pacific, Nordischer Bogen und wie sie alle heißen. Gibt es die noch? Mitglieder? Ziele? Das sind die Interessen vom Dienst. Wir sind etwas feiner. Uns interessiert, wie sich diese Theorie der Rassenhygiene herausgebildet hat. Der Mann hat langjährige Versuchsreihen zur Vererbung gemacht. Doktor Alfred Ploetz. Den Namen schon mal gehört?

Nein. Sir.

Umso besser. Suchen Sie seinen Famulus auf. Befragen Sie ihn. Sie bekommen Vollmacht. Beschlagnahmen Sie das Archiv. Beschlagnahmen Sie das Schloss.

Beschlagnahmen?

Ja. Dazu brauchen Sie nur Ihre Uniform und zwei, drei Mann.

Auch George war nach München zu einem Team abkommandiert worden, das die medizinische Forschung an Häftlingen in den Konzentrationslagern untersuchen sollte. Hansen und George waren in einem Personenwagen der Army von Frankfurt nach München gefahren worden. Ihnen wurde in Neuhausen ein Zimmer in einem beschlagnahmten Hotel zugewiesen.

Only one room?, fragte Hansen.

You're not here on vacation.

Hansen befürchtete, diesen schnarchenden Texaner nicht mehr loszuwerden. Das Hotel lag an der Nymphenburger Straße. Wenige Gebäude waren hier zerstört, hin und wieder ein von Bomben getroffenes Haus, die Trümmer rochen noch nach Mörtel, andere waren schon mit Gras und Kräutern überwachsen.

- 10. Mai -

Kapitulation vor zwei Tagen. Jemand hat mit weißer Farbe *Frieden* an eine Hausmauer geschrieben. Die Farbe ist an der Wand heruntergelaufen, als weine das Wort. Auf den Straßen: Jeeps und Lastwagen der Army. Selten ein deutsches Auto. Meist Pferdewagen. Im Mangel greift man auf schon überholt geglaubte Techniken zurück. Lastwagen mit großen Öfen auf der Ladefläche, die mit Holzkloben beheizt werden. Auch Kurioses: ein von einem Pferd gezogenes Dreiradauto. Die Frontscheibe war herausgehoben, so konnte der Fahrer mit den Zügeln seinen mageren Gaul lenken und zum Trab antreiben. Eine Frau in einem dunkelblauen Kleid und mit einem weitkrepmpigen Hut auf dem Kopf

Der alte Mann

Wagner ging langsam, vorsichtig, Schritt für Schritt die Schellingstraße entlang. Vor neun Monaten war er gestürzt. Das rechte Bein brach, ein Splitterbruch, der geschient wurde. Nageln wollte der Chirurg den Knochen, da Deutschland sich im entscheidenden Endkampf befand, nicht. Zu viel Mühe für einen Achtzigjährigen. Die Lazarette waren überbelegt mit jungen deutschen Soldaten, die schnell wieder zusammengeflickt werden mussten, damit sie weiter für den Endsieg kämpfen konnten. Das rechte Bein des Alten wuchs zusammen und war drei Zentimeter kürzer. Auch schmerzte die Bruchstelle, insbesondere, wenn das Wetter umschlug oder der Föhn einbrach. Schmerzen, stärkere, im Kopf, keine Migräne, sondern im Schädelknochen. Eine Narbe, auch die schlecht genäht, zieht sich durch die Haare bis zur Stirn. Ein Schlag mit einem Holzknüppel. Kunstvoll vom Besitzer in den Knüppel eingeschnitzt: EIN GRUSS DER VOLKSGEMEINSCHAFT / SA-STURM 3.

Dieser Alte, der so langsam die Straße entlangtappt, zerborstenen Ziegelsteinen ausweichend, hat das Tau-

sendjährige Reich in einem Keller überlebt. Er war im Sommer 1933 aus dem Lager Dachau entlassen worden, weil, was er nicht wusste, sein ehemaliger Meister bei der Gauleitung protestiert hatte. Er hatte sich sogar mit dem im Innenministerium für Volksgesundheit zuständigen Arthur Gütt am Telefon verbinden lassen. Hallo, Arthur. Hallo, Alfred. Gütt erzählte, dass er intensiv an dem Gesetz zur Verhütung erbkranken Nachwuchses arbeite. Das Gesetz solle am 14. Juli 1933 in Kraft treten. Ein gutes, weltweites Zeichen für die Eugenik, die damit Sache des Staates wurde und nicht mehr nur privates Gemurkse blieb. Der Meister sagte, er habe eine Bitte: Wagner, wie der Komponist Wagner, den zu erwähnen war immer gut, habe über Jahre mit ihm zusammengearbeitet und werde nun wegen seiner sozialistischen Parteinahme in der Systemzeit in Dachau festgehalten. Er wolle sich ausdrücklich für ihn verwenden, wobei dem Meister ein Versprecher unterlief, er sagte: verwinden. Gütt sagte, er werde sehen, was er tun könne. Dann wandte sich das Gespräch wieder dem in Vorbereitung befindlichen Gesetz zu. Jetzt werde es möglich, sinnvoll einzugreifen. Den Volkskörper vor schädlichen Krankheiten zu bewahren. Damit war endlich auch die Zwangssterilisation möglich. Ein Weg, der in den USA, in Dänemark und in Schweden schon beschritten worden war. Wir haben jetzt, sagte Gütt, die administrativen Instrumente in der Hand. Ja, sagte Ploetz, das ist die Erfüllung meiner Lebensarbeit. Ploetz hatte im April eine Ergebnisadresse an den Führer geschrieben, in der er dem Manne, der durch

seine Willenskraft die deutsche Rassenhygiene aus dem Gestrüpp ihres bisherigen Weges in das weite Feld freier Betätigung führe, in herzlicher Verehrung die Hand drückte.

Wagner wurde wenige Tage später aus dem Lager Dachau, dem man den verklärenden Namen Schutzhaftlager gegeben hatte, entlassen und bekam, ebenfalls durch die Vermittlung des Meisters, eine Anstellung im Antiquariat Axthelm in der Schellingstraße. Dort hat er fast zwölf der tausend Jahre gearbeitet. Aber zunächst galt es, eine Unterkunft zu finden, denn sein Vermieter hatte ihm, als er hörte, Wagner sei nach Dachau gebracht worden, fristlos die Wohnung gekündigt.

Bei seiner Entlassung Ende Juli wartete vor dem Tor mit der Aufschrift *Arbeit macht frei* ein Taxi. Damals, das Lager war neu, konnte man dort abgeholt werden. Das galt nur für wenige, aber immerhin gab es noch Spielräume. Er kam aus dem Tor, und der Taxifahrer nahm ihm den Pappkarton ab und sagte, er sei bestellt worden, um ihn in eine Wohnung in der Adalbertstraße zu bringen.

Das Taxi war bezahlt, auch die Miete, wie die Frau Oberhofer sagte, eine Witwe, die diese kleine Dachwohnung vermietete, und zwar für ein halbes Jahr im Voraus: ein Zimmer, eine Küche, ein Waschbecken im Gang, Toilette im Stiegenhaus.

Hansen hatte Wagners Adresse in der Dienststelle des CIC bekommen. Er hatte nachgefragt, wie sie die in

Erfahrung gebracht hätten, und der Captain hatte gesagt: I don't know everything, but still, many things I do know.

Unangemeldet war Hansen abends die ausgetretene Holzterrasse in dem Haus hinaufgestiegen und hatte geklingelt. Der alte Mann wirkte, als er die Tür öffnete, keineswegs überrascht, einen amerikanischen Offizier vor sich zu sehen. Es war, als habe er auf Hansen gewartet. Hansen stellte sich vor und sagte, er habe den Auftrag, die Unterlagen des 1940 verstorbenen Rassen-theoretikers und Eugenikers Doktor Alfred Ploetz zu sichten und darüber hinaus Zeugen zu befragen. Zu diesen gehöre auch er, Wagner.

Hansen sah sich in der kleinen Dachwohnung mit ihren schrägen Wänden um. Ein Bett, ein Tisch, ein Sessel, ein Stuhl. An der einzig lotrechten Wand ein hoch stehendes Bücherbord, an dessen Front beidseitig schmale schwarze Pilaster, von verblichenen goldenen Kapitellen gekrönt. Daneben zwei Bilder, das eine zeigte ein Haus, davor eine Kastanie, das Lichtspiel der Sonne im Laub, im Vordergrund ein Teich. Das andere hing ein wenig versteckt zur Dachschräge und das Motiv war nicht sogleich zu erkennen. Vom Fenster in der Dachgaube ging der Blick auf andere Dächer.

Hansen hatte betont, dass es kein Verhör sei, sondern eine Befragung, eine Erkundung, die allein der wissenschaftlichen Forschung diene. Man wolle die Aussagen von Zeugen sammeln. Auf die Frage, wie viele Male man sich treffen müsse, sagte Hansen, drei- oder

viermal vielleicht. Er hatte Wagner für den nächsten Tag in die McGraw-Kaserne bestellt. Hauptquartier der 3rd U.S.Army, Tegernseer Landstraße, Bau 10.

Die Abschriften sind nach Tagen gekennzeichnet. Es fehlen Datumsangaben. Die Befragung muss sich über einen Zeitraum von etwas mehr als drei Monaten erstreckt haben.

1. Tag

Wann haben Sie Doktor Ploetz zuletzt gesehen?

Im Jahr sechsunddreißig. Er war damals gerade für den Friedensnobelpreis vorgeschlagen worden. Nicht dass er mir, dem Gezeichneten, bis dahin aus dem Weg gegangen wäre, das nicht, aber er saß auf seinem Schloss mit dem Blick auf die verschneiten Alpen, wo Zarathustra umherstapfte, und betrieb sein Forschungslabor.

Fast alle, die Presse, die hörige, die gleichgeschaltete, vor allem seine Mitstreiter, waren überzeugt, dass er den Preis bekomme. Es gab, wie Sie vielleicht wissen, in Skandinavien und Amerika eine starke eugenische Bewegung, die im Gegensatz zu der sogenannten positiven, die auf Partnerwahl achtete, die negative genannt wurde. Man hatte 1934 die gesetzliche Zwangssterilisation in Schweden beschlossen, in Dänemark hatte man sie schon früher praktiziert. Übrigens von sozialdemokratischen Parteien gesetzlich eingeführt. Auch in einigen Staaten der USA wurde die Zwangssterilisation praktiziert. Der Meister und frühere Freund wurde weltweit als Spiritus Rector dieser, wie er es nannte,

Ausjätung des minderwertigen und kranken Erbguts gefeiert. Vorgeschlagen wurde er aber vor allem, weil er den Krieg für kontraselektorisierend hielt. Ja, er war gegen den Krieg. Ein gewisser Widerspruch zu seiner Vorstellung vom Kampf ums Dasein. Denn da wird ja ständig gekämpft. Ich traf ihn in der Zeit, als alle Welt gespannt auf die Entscheidung des Osloer Komitees wartete.

Damals war ich nicht so oft oben im Antiquariat, sondern meistens im Keller, einem trockenen Keller, wo die weniger gefragten Bücher – auch Triviale – in den Regalen standen. Sie, Anita, seine Frau, wusste, wo ich zu finden war, und hin und wieder besuchte sie mich, ließ mich aus dem Keller, dieser Bleigrube, rufen. Sie kam vom Land, von dem seit der Eiszeit so barock hügeligen Ammerland, von wo sie immer eine Wurst, ein Stück Schinken oder auch ein paar Eier mitbrachte. Und natürlich Fleisch vom Kaninchen, frisch geschlachtet, das ich aber, obwohl mich ein irritierendes Hungergefühl begleitete, stets gegen Brot eintauschte. Ich hatte gegen das Fleisch, es kam ja vom Schloss, einen schwer erklärbaren, aber deutlichen Widerwillen. Ich stieg die schmale Eisentreppe hoch in den Laden. Das rechteckige Loch konnte mit einer aus den Parkettbrettern ausgeschnittenen Bodenklappe verschlossen werden. Ich kann sie Ihnen, wenn Sie wollen, im Antiquariat zeigen.

- *unverständlich* -

Zweimal hat mich diese Einstiegs Luke vor einer Verhaftung bewahrt. Zugeklappt und einen kleinen Tisch darübergeschoben – ein paar Bücher daraufgelegt – und

niemand vermutete einen Zugang in die literarische Unterwelt. Christoph Axthelm, seiner muss hier gedacht werden, auch wenn er früh, schon in den Zwanzigerjahren, in die Nazipartei eingetreten war. Dann aber, als sie an die Macht kam, hat er die Mitgliedschaft ruhen lassen. Hatte trotz zahlreicher Mahnungen, auch persönlich vom uniformierten Blockwart überbrachter und auf Zahlung der Beiträge drängender, seine Mitgliedschaft ruhen lassen. Einfach gesagt, er war durch das Nichtzahlen wieder ausgetreten.

Axthelm hat nicht nur verschwiegen, dass ich in dem Bücherkeller saß, sondern er hat auch für mich gelogen und gesagt, ich sei krank und ins Rheinland zu Verwandten gezogen. Die Adresse? Kenne er nicht. Ich hörte ihn oben im Geschäft reden. Unten im Keller saß ich, wo ich dann fast vier weitere Monate habe hausen müssen. Nach Geschäftsschluss hob Axthelm die Bodenklappe hoch und reichte mir das Essen hinunter.

Das habe ich auch Ihrem, wie soll ich sagen, Kameraden, dem Verhöroffizier, erzählt, als man Axthelm die Lizenz für sein Antiquariat entziehen wollte. Axthelm ist ein Verehrer Stefan Georges. Sie wissen vielleicht, das geheime Deutschland und derartige Absonderlichkeiten mehr. Der Dichter als Seher. Aus seinem Dichten spricht göttlicher Sinn. Das poetische Sprechen als Offenbarung. Axthelm war nicht im Widerstand. Ihm war die Vorstellung vom Dritten Reich der Nazis einfach zu pöbelhaft. Vor allem deren Vertreter, die ihm, dem Konservativen, als stilllos spießig zuwider waren. Axthelms Welt war das Antiquariat. Bis spät in

die Nacht saß er und studierte die Angebote und Kataloge. Stellte auch Jahr für Jahr einen reich bebilderten, kunstvollen Katalog zusammen, an dem ich mitarbeitete. Das schöne Buch: Lyrik auf handgeschöpftem Bütten. Erstausgaben.

Im Sommer vierunddreißig, ein knappes Jahr nach meiner Entlassung aus dem Lager, wurde ich abermals von der Gestapo gesucht. Eine kleine illegale Gruppe hatte sich zusammengefunden, in der ich mitarbeitete. Wir waren nicht über das Reden und Planen hinausgekommen, Flugblätter wollten wir schreiben, wollten sie von Hand abziehen und nachts in die Hauseingänge legen. Ein Genosse hatte eine kleine, von Hand betriebene Vervielfältigungsmaschine aus dem Gewerkschaftshaus herausschaffen können und in Pasing in ein Schrebergartenhaus gebracht. Aber noch bevor das erste Flugblatt geschrieben war, flog die Gruppe auf. Ich hatte mich allerdings schon früher zurückgezogen.

– *Warum?* –

Ich stand noch unter Beobachtung. Die Geheime Staatspolizei war nicht so plump wie die Polizisten in Breslau, die mich verfolgten, zwei Männer, die sich, wenn ich mich umdrehte, wie im Gespräch vertieft gaben. Der Blockwart hatte sein Augenmerk auf mich gerichtet. Ein anderer Grund für meinen Rückzug war, dass plötzlich von außen Leute in die illegale Gruppe kamen und sich als Gegner der Nazis ausgaben, sich aber derart radikal und provozierend gebärdeten, dass es nur Spitzel sein konnten. Agents provocateurs. Was zutraf.

Bevor die Gruppe verhaftet wurde, hatte ich schon alle Kontakte abgebrochen. Ich war, wenn Sie so wollen, von da an frei. Gehörte keiner Organisation mehr an. Ich war frei, nicht aber von weiterer Beobachtung. Die galt für alle. Es gab das Überwachungssystem, das öffentliche, sofort erkennbar an den braunen und schwarzen Uniformen, und das zivile, also all jene, die als Denunzianten hofften, sich Vorteile verschaffen zu können. Die Herren hatten meine Vermieterin Oberhofer, die Witwe eines Metzgermeisters, besucht, und diese Frau, eine einfache, genau genommen ganz und gar unpolitische Frau, deren Altersbeschäftigung darin bestand, kunstvolle Decken zu häkeln, war in das Antiquariat gekommen und hatte mich gewarnt. Zwo von dene Ledermänner warn do und haben nach Eahna gfrogt, hab gsagt, i woäß nix.

Der wohnt ja unterm Dach, hams da gsagt, da müssens doch hörn, wenn er die Treppen nauf- oder nuntergeht. Na, nix, i bin schwerhörig.

So bin ich noch am selben Tag in den Keller gestiegen. Fast vier Monate habe ich da unten gesessen. Ich hatte viel Zeit, über mich nachzudenken. Im Halbdunkel einer Fünfundzwanzig-Watt-Birne habe ich mein Leben Revue passieren lassen. Erst später haben wir eine Sechzig-Watt-Birne eingeschraubt. Ich musste übrigens, als ich mich wieder ans Tageslicht traute, eine eingeschwärzte Brille tragen. Axthelm hatte sie besorgt. Die U-Boot-Leute tragen sie, wenn sie nach längerer Zeit wieder ans Tageslicht auftauchen.

Mein Name war genannt worden. Ich stand unter Be-

obachtung und, Sie verstehen, ich wollte nicht nochmals schweren Urlaub machen. So umschrieb man das damals. Ich bin also in den Keller gezogen und habe in diesem zwar trockenen, dennoch muffig riechenden, mit Tausenden von Büchern vollgestellten Raum auf einem Feldbett geschlafen. Tagsüber konnte ich über mir das Schurren der Schuhe hören und an deren Richtung erkennen, wo in welchem Regal etwas gesucht wurde. Kunstbände. Gedichte. Romane. Französische, englische oder deutsche Literatur. Immerhin hatten wir im Antiquariat auch einen Schrank mit amerikanischer Literatur, bis den USA der Krieg erklärt wurde, Dezember 1941. Dann mussten die Bücher in den Untergrund.

Die verbotene deutsche Literatur haben wir zunächst in einem Giftschränk verwahrt: Kafka, Heine, Heinrich Mann, Brecht, Feuchtwanger und Döblin. Sie kennen Döblin, Brecht?

Ja, ich habe deutsche Literatur studiert. In St. Louis. Bei einem österreichischen Emigranten. Bin also vom Fach. Entschuldigen Sie. Im Herbst 1934 kam eine Kontrolle vom Braunen Haus, und Axthelm wurde gefragt, ob er diese volksfeindlichen Bücher etwa noch verkaufen wolle, statt sie auf den Müll zu werfen? Daraufhin mussten wir den Giftschränk ausräumen, und Axthelm sollte die Bücher, um sein Geschäft nicht zu gefährden, abliefern. Ich habe ihn überredet, sie im Keller zu verstecken.

Verstecken?

Ja. Er stimmte nach einigem Zögern zu. Ich brachte die

verbotenen Bücher in den Keller, stellte sie in die Regale, wo der Ramsch stand, schob sie zwischen Reisebücher, Kriminalromane und Liebesromane der schlichsten Art. So kam *Der Heizer* von Kafka neben *Lieselottes Fahrt ins Glück* zu stehen. Und Döblins *Berlin Alexanderplatz* neben *Die entflohene Braut*. Wobei ich strikt darauf achtete, dass keines der von mir geschätzten Bücher neben einem der Nazibarden wie Kolbenheyer, Blunck oder Vesper zu stehen kam.

Mit den Jahren haben auch andere Bücher im Keller Asyl gefunden. Sie wurden uns ins Geschäft gebracht, für ein paar Mark waren Erstausgaben von Erich Mühsam, Bertolt Brecht, Ernst Toller und Heinrich Mann zu haben. Der Essayband *Durch die Wüste* von Ernst Bloch wurde uns von einem älteren Herrn, der in ein Altenheim umziehen wollte, geschenkt. Er kam in das Geschäft und sagte, wegwerfen mag ich den Bloch nicht und zu den frommen Frauen mitnehmen kann ich ihn auch nicht, vielleicht können Sie ihn in Obhut nehmen. Ein sehr schönes Exemplar übrigens, wenn es Sie interessiert, mit einer handschriftlichen Widmung des Autors.

Ich habe von Bloch Spuren im Gepäck. Bin aber noch nicht zur Lektüre gekommen.

Ein staunenswertes Buch. Lesen Sie die Geschichte von dem Rabbi, der dem reisenden Juden den Stummel einer Kerze gibt. Und wie das dem Anschein nach Nutzlose doch erhellen und das Leben retten kann. Auch die *Spuren* stehen unten. Vor allem habe ich nach und nach alle Werke von Gustav Landauer im Keller versammelt,

auch ein Exemplar des so seltenen, von Landauer lediglich in einem Privatdruck – und man muss wissen, er lebte in ärmlichen Verhältnissen – veröffentlichten Berichts *Wie Hedwig Lachmann starb*. Eine ergreifende Erzählung über das Sterben seiner jungen Frau, einer Lyrikerin und Übersetzerin. Eine Rarität. Diese Bücher waren die Partisanen dort unten, unter den nichtssagenden, gefälligen, angepassten, gehässigen Ausgaben. Und dann kamen Sie. Die Sherman-Tanks fuhren über die Leopoldstraße, und als die ersten Ihrer Kameraden durch die Schellingstraße gingen, kamen all die Verborgenen, Versteckten ans Tageslicht, buchstäblich, sage ich, wir haben die Bücher von Hemingway, Faulkner, Dos Passos, Alfred Döblin, Heinrich Mann und Gustav Landauer aus dem Keller geholt und ins Schaufenster gestellt. Auch sie wurden befreit.

- *unverständlich* -

Wenn Sie so wollen. Ja, ich war hier im Untergrund. Gemütlich war es in dem Keller nicht, ein Feldbett, eine von einem Kunden überlassene portugiesische Kolonialkiste aus Sandelholz, von der ich hin und wieder etwas abgeschmirkelt habe, um an dem Holz den Duft der Ferne zu riechen. In der Kiste lagen ein paar Hemden und Unterwäsche zum Wechseln. Axthelm trug sie zu einer Wäscherei. Die Toilette, wo ich mich auch waschen konnte, lag oben im Geschäft und war nur nachts zu besuchen. Ein Nachttopf, den ich abdeckte, half mir über den Tag. Ging die Ladenglocke, lauschte ich auf die Schritte oben, wie beruhigend doch das feine Klacken von Damenschuhen klang. Wie beunruhigend

hingegen war das feste Auftreten von Stiefeln. Ich fragte mich dann, war das der Tritt eines Ledermantel-Manns? Die Bücher in ihren Regalen gaben mir zwar kein Gefühl der Sicherheit, aber sie lenkten ab. Ich begann, die Bücher umzustellen. Wie und wo sie standen, war allein mein System. Kein schnell einsehbares: also nicht hier die Klassik, da die Moderne, nicht alphabetisch, nicht chronologisch geordnet. Auch Axthelm konnte nichts mehr finden.

Gustav Landauer hätte die Anordnung gefallen. Sein politisches Konzept der Dezentralisation war auf die Bücher übertragen worden, die ich so vor dem Zugriff und der Vernichtung retten konnte.

- *unverständlich* -

Axthelm kannte und duldete mein Tun, ohne es je angesprochen zu haben. Tags suchte ich im Schein einer Glühbirne die gefragten Titel aus den Regalen und nachts reichte ich die Bücher, die er an Liebhaber verkaufte, nach oben. Darunter sehr schöne Exemplare aus der privaten Bibliothek von Thomas Mann, die Axthelm, nach der Beschlagnahmung dessen Hauses, durch seine Kontakte zur Partei für wenig Geld kaufen konnte.

Sie wollten mir erzählen, wann Sie Ploetz zum letzten Mal gesehen haben.

Richtig. An einem Vormittag im Herbst 1936 schickte mich Axthelm in den Keller. Telefonisch war der Erstdruck von Brentanos *Des Knaben Wunderhorn* bestellt worden. Diese Ausgabe stand unten, weil der Besitzerstempel auf Bernheim lautete. Sie verstehen? Man hätte

das Vorsatzblatt herausreißen müssen. Damit wären diese schönen Exemplare wegen des jüdischen Namens ruiniert worden. Also habe ich die drei Bände im Keller ein- und umgeordnet. Nach kurzem Suchen fand ich sie. Oben ging die Ladenglocke. Als ich die Treppe wieder hoch- und durch die Bodenluke in den Laden stieg, sah ich vor mir Schuhe, geputzte schwarze Lederschuhe, an dem einen war seitlich vorn ein kleines, rundes Loch aus dem Leder geschnitten, wahrscheinlich wegen eines Hühnerauges. Darüber dunkelgraue Anzughosen mit einem feinen hellgrauen Streifen, und dann hörte ich die Stimme, ich blieb auf der Leiter stehen, sah hoch und ihm ins Antlitz, so muss ich es sagen, in ein Grau, der graue Bart, weißes Haar, aus den graublauen Augen blickte er wie Gottvater auf mich herab. Ich stand, und diese Wendung, dass es einem die Sprache verschlägt, war in dem Moment wie für mich erfunden.

Lupus in fabula, hörte ich ihn sagen. Und er bückte sich, ein wenig mühsam, und sagte: Komm, ich helfe dir, spricht mich mit unserem vertraut brüderlichen Du an. Gib mir die Bücher!

Er nahm mir die Bücher ab, so konnte ich, was immer recht mühsam war, mit beiden Händen mich aufstützend aus dem Keller steigen. Er sah auf den Titel, sehr schön, sagte er und zitierte aus dem Kopf eine Strophe aus dem *Abendlied*:

Das Abendlied gesungen ist,
Das Kännchen ist geleert,
Lass sehn nun, wie du Kerl aussiehst

Mit deinem blanken Schwerdt.

Er fragte mich, der ich mit dem Oberkörper aus dem Kellerloch kam, nicht, wie es mir gehe, denn das hätte zu einer peinlichen Antwort führen können. Natürlich hatte ihm die Griechin von meiner Situation erzählt.

Griechin?

Anita, seine Frau, wir nannten sie so, weil ihre Mutter Griechin war. Er sagte: Wenn du Lust und Zeit hast, dann lass uns einen Tee oder eine Brause trinken gehen. Brauchen Sie mich, fragte ich Axthelm, der übertrieben freundlich sagte, natürlich nicht, gehen Sie und lassen Sie sich Zeit. Und zu ihm gewandt: Möchte der Herr Professor die Bücher sogleich mitnehmen, oder soll ich sie Ihnen zum Schloss schicken lassen? Ja, er war gerade von Hitler zum Professor ehrenhalber ernannt worden. Er wollte die Bücher geschickt bekommen, es habe keine Eile, nächste Woche, das reiche völlig.

Wir gingen die Schellingstraße entlang, vorbei an der Druckerei, in der dieser widerliche völkische Matsch gedruckt wurde.

Welcher Matsch?

Der *Völkische Beobachter*. Wir gingen nebeneinander, sprachen über das Wetter, das in München immer für ein Gespräch gut ist, sprachen über den Föhneinbruch. Ich sagte nichts von den bohrenden linksseitigen Kopfschmerzen, die mich seit dem Knüppelschlag bei jedem Wetterwechsel, aber insbesondere bei Föhneinfall an *Deutschland erwache* denken lassen.

Wir gingen in eines dieser einfachen Münchner Gast-

häuser. Er bestellte sich einen Tee, ich ein Bier, was er mit einem kleinen ironischen Lächeln begleitete, ein Lächeln, das mir zeigen sollte, dass er milder geworden war und nicht wie früher gleich von der verderblichen Wirkung des Alkohols zu sprechen begann. Er bat die Bedienung um etwas kalte Milch für den Tee. Auch das war also geblieben, den Tee englisch zu trinken. In die Betrachtung der sich wolkig im Teeglas ausbreitenden Milch versunken, sagte er, ich habe, das ist nun schon einige Jahre her, deinen Aufsatz über die Amana-Gemeinde gelesen. Sehr interessant, aber ein wenig fromm. Bist du eingeknickt? Bist du übergelassen zu den Schwarzröcken oder den Frömmlern? Ich? Ich bin, wie du weißt, der ich bin. Und ich bin es geblieben.

Ich habe ihm früher noch in der Zeit, als er mein Freund war, erwidert, mich interessiere die Theodizee nicht, wenn er, der überzeugte, ja kämpferische Atheist, wieder einmal auf den perversen Gott schimpfte. Gott war für ihn ein alter impotenter Mann, der, in einem Theatersessel sitzend, dem Treiben der Menschen zusieht. Mord und Totschlag. Kriege. Seuchen. Er vergnügt sich in seiner verlorenen Allmacht am Theater der Comédie humaine.

Ob es einen Schöpfergott gibt oder nicht, darüber nachzudenken erschien mir immer müßig, nicht müßig hingegen das Leid hier, vor Tür und Tor, zu bekämpfen. Wir saßen einander gegenüber, und ich redete gegen den grauen Prophetenbart und das Stirngestein an, seinen Atheismus fände ich zu dramatisch, seinen Mate-

rialismus zu schlicht. Das Wort schlicht irritierte, nein, traf ihn, wie ich seinen Augen ansah. Ich merkte, er war des Widerspruchs entwöhnt. Nochmals. Die Frage nach Gott interessiere mich nicht. Da wir es nicht wissen können. Es genügt die Frage: Wie soll ich leben? Wie sollen wir leben? In einem gemeinsamen Kampf gegen Leid und Tod. Für ein irdisches Glück.

Gut, gut, sagte er, immer noch der Alte. Das sind eure sozialdemokratischen Kleinreparaturen gewesen, und wohin es damit und auch mit der schönen Welt der Anarchisten gekommen ist, weißt du selbst am besten. Was wir jetzt erleben, ist ein wirklicher Aufbruch. Es ist der Beginn einer neuen Zeit. Ein Aufbruch, der ein gemeinsames Ziel hat, eine sichtbar werdende Kraft aus dem Volk, ja, eine Kraftanstrengung, da spannt sich ein Bogen und zielt auf etwas, das mehr ist als höhere Löhne, kürzere Arbeitszeiten. Hier ist die Kraft zu einer Gemeinschaft, zu einer Höher- und Weiterentwicklung von ungeahntem Ausmaß. Die Olympiade in Berlin, das war das sichtbare Zeichen, in dem diese Verbindung von Kraft und Schönheit deutlich wurde. Oder nimm den Arbeitsdienst, haben wir nicht immer davon gesprochen, wie wichtig die Arbeit ist, und zwar für alle, gleich welcher Schicht? Jetzt müssen die jungen Frauen, die jungen Männer in den Arbeitsdienst. Legen Moore trocken, errichten Deiche, gewinnen dem Meer Land ab. Ist die Dichtung nicht wahr geworden?

Ja. Und Philemon und Baucis? Das Haus wird ihnen über ihren Köpfen angezündet.

Das Alte muss fallen. Das ist ein Naturgesetz. Alles an-

dere ist soziale Sentimentalität. Wir haben endlich die Möglichkeit, unsere Erkenntnisse umzusetzen. Das war doch das Ziel all unserer Arbeit, unserer Forschungen – er sagte immer *unser*, obwohl er wusste, meine waren es nicht. Er saß da: ein mächtiger Pluralis Majestatis. Das ließ wieder die Wucht seiner Ansichten über mich hereinbrechen. Argumente trug er mit der Selbstgewissheit und Überzeugungskraft vor, wie sie die Propheten des Alten Testaments gehabt haben müssen. Wo kein Gott ist, muss der Mensch eben seine Arbeit übernehmen, und das meint auch, die Arbeit an sich als Spezies, um über sich hinauszugehen.

Inzwischen hatte sich jedoch vieles verändert, zu oft hatte ich in den letzten Jahren entschieden Nein gesagt, aus Überzeugung Nein sagen müssen.

- *unverständlich* -

Auch darüber haben wir gesprochen, über die Machthaber. Diese plattfüßigen braunen Dickwänste sollen die starken Germanen sein? War das der nordische Mensch? Die Verheißung des Übermenschen? Himmeler, mit dem Gesicht eines Buchhalters? Ja, noch konnte ich mit ihm, dank unserer langen Freundschaft, der früheren, offen reden. Bei jedem anderen wäre es höchst gefährlich gewesen, dergleichen zu sagen: Der fette Göring? Goebbels, dieser keifende Zwerg, genannt die Kaulquappe, weil – verzeihen Sie – nur Schwanz und Maul? Die Partei? Diese Ansammlung von Bier trinkenden Spießern? Das waren doch Witzfiguren, über die man nur deshalb nicht lachen durfte, weil sie Pistolen hatten.

Er war noch nicht in die Partei eingetreten, aber er, der immer gesagt hatte, als Wissenschaftler dürfe man nicht parteilich sein, keiner Organisation angehören, sagte nur, na ja.

Und der Führer, Herr Schicklgruber? Hätte man Heil Schicklgruber rufen können? Erst die Veränderung des Namens zur Alliteration mit dem Heil hat die geschichtliche Katastrophe ermöglicht.

Er lachte. Der Führer, und abermals sagte er, na ja, der brüllt etwas viel, aber immerhin, er trinkt nicht, trinkt keinen Alkohol, er lachte und zeigte auf mein Bierglas. Wenn ich das sehe, bekomme ich auch Durst. Der Führer wahrscheinlich nicht.

Wenigstens so viel Selbstironie war ihm geblieben.

Und dieser dumpfe Judenhass?

Dummheit. Dummheit. Insbesondere unter den kleinen, wütenden petits bourgeois, die Angst haben, dass ihnen die Warenhäuser Konkurrenz machen, die Pelzmäntel, Jacken und Ledertaschen billiger verkaufen, so als würde der arische Kaufhausbesitzer sie mit mehr Rücksicht behandeln. Nein, sagte er, das ist das Profitstreben, und das gehört nun einmal zu dieser Wirtschaftsform, der kapitalistischen.

So etwas konnte er immer noch sagen, weil aus den Tiefen eine Einsicht kam, die sich aber gleich wieder infrage stellte, denn andererseits, ergänzte er, sei das Vordringen der Juden, insbesondere in der Justiz und in der Finanzwelt, doch sehr problematisch gewesen. Aber diese Auswüchse, das sind Dummheiten, wahrscheinlich korrigiert sich das alles mit der Zeit. Was

man sehen müsse, diese Regierung habe, und darüber sei er glücklich, seine Arbeit, sein Lebenswerk, in die Praxis umgesetzt. Das ist die einmalige Chance, geschichtlich, für uns, er sagte, als sei ich zugehörig, uns, das sei ein Geschenk für die internationale Eugenikbewegung. Wie das angepackt wird, organisatorisch, das sei vorbildhaft. Ja, er habe sich in den Dienst der Bewegung gestellt.

Ich habe ihn auch auf den Friedensnobelpreis angesprochen, er winkte ab, sagte, ihm sei das egal, allerdings würde es der eugenischen Bewegung, sollte ihm der Preis zugesprochen werden, international eine große Hilfe sein.

Na denn, sagte ich, können wir mit Bier und Brause auf den kommenden Übermenschen anstoßen. Grüß Gott! Wieso grüß Gott, fragte er irritiert.

Als Antwort habe ich bloß durch die Nase geschnauft. Erst langsam kam ihm die Einsicht, dass wir uns so weit voneinander entfernt hatten, dass auch das gemeinsam Erlebte uns nicht mehr binden konnte. Die Macht seiner Überzeugungskraft, die ja wohl nahe der Zeugungskraft ist, hatte sich verloren. Und auch das wurde ihm wohl klar, meine frühere Bewunderung für seine Arbeit und für seine Zukunftsvisionen war längst in eine grundsätzliche Ablehnung umgeschlagen. Rührend genug, versuchte er nochmals, die alte, vertrauliche Nähe herzustellen. Er sagte, es ist nicht leicht für dich, ich weiß. Du kannst jederzeit zu uns kommen. Die Griechin hat mir von deinen Lebensumständen erzählt. Nie nannte er sie in meiner Gegenwart bei ihrem

Vornamen, sagte immer, seit wir sie kennengelernt hatten, die Griechin.

Ich will nicht klagen. Meine Situation ist frei gewählt. Immer noch die alten Träume. Gemeinsame Träume. Wichtig auch für mich, sagte er, auch wenn neue Erkenntnisse hinzugekommen und neue Einsichten gewonnen worden sind. Und dann sagte er nach einer kurzen Pause, beeindruckt habe ihn dieser kleine – wie solle er sagen – Essay über den Schmerz und die Tränen, den er in einer Zeitschrift gelesen habe. Erst jetzt.

Ich winkte ab. Eine Gelegenheitsarbeit. Ja. Und doch hätte ich ihm am liebsten gesagt, wie sehr sein Zuspruch mich freute. Wie bestechlich man doch durch Zuspruch und Lob in der Einsamkeit wird. Die Zeitschrift war längst verboten. Der Herausgeber verhaftet.

Ich spürte, er wollte noch etwas hinzufügen, etwas bewegte ihn, aber er schwieg und sagte schließlich, es wird Zeit, der Wagen wartet, ich muss gehen.

Wir haben uns die Hand gegeben, ganz undramatisch, und Auf Wiedersehen gesagt und alles Gute. Ich sah ihn die Schellingstraße entlanggehen, breit, gewichtig, den schwarzen Hut auf dem Kopf.

Sind Sie müde. Wollen wir für heute Schluss machen?

Nein. Sie müssen wissen, auf diesen Augenblick hier habe ich gewartet, ja, ich darf das so sagen, ich habe ziemlich genau zwölf Jahre darauf gewartet. Ich wusste, irgendwann werde ich Zeugnis ablegen können. Ich habe zu mir gesagt, du musst durchhalten. Und so, wie ich es Ihnen jetzt erzähle, habe ich es mir oft vorerzählt. Habe mir auch Notizen gemacht, falls mein Ge-

dächtnis nachlassen sollte. Ich hoffe, das alles langweilt Sie nicht?

Nein. Deshalb sitze ich hier. Sie haben sich also damals getrennt?

Ja. Diesen schwarzen Hut, der verschwand, habe ich vor Augen. Ich bin ins Antiquariat zurückgegangen. Ein warmer Herbsttag. Passanten kamen mir entgegen, in Uniform und in Zivil, einer grüßte, zog den Hut, was mich erschreckte, da ich ihn nicht kannte und in diesem Grüßen ein Zeichen zu sehen glaubte, so, als hätte man mich entdeckt. Aber vielleicht war es nur die einfache Höflichkeit eines entfernten Bekannten oder Kunden, dessen Gesicht ich vergessen hatte.

Axthelm sagte, ich wusste nicht, dass Sie mit dem Professor, also ... per Du sind.

Ich sagte nur, ja, und Axthelm fragte nicht weiter.

Ich bin in den Keller hinabgestiegen und habe mich in den Lederlehnstuhl gesetzt, den ich zwei Jahre zuvor hinuntergeschafft hatte, direkt unter die Glühbirne gestellt, dort reichte das Licht zum Lesen.

In diesem Keller habe ich auf das Ende gewartet. Ich wusste es seit Stalingrad. Auch aus berufenem Mund. Der Höhepunkt der braunen Epidemie war überschritten. Jede Seuche hat einen Punkt, wo sie ihren Gipfel erreicht und dann mit statistischer Sicherheit wieder abnimmt und in sich zusammenfällt. Ich habe viele Jahre für diese These Material gesammelt, wollte – ich hatte in Zürich auch Kurse in Stochastik gemacht – sogar ein Gesetz formulieren, aber all das ist beschlagnahmt und wahrscheinlich vernichtet worden. Stalingrad war ein

solcher Punkt der Epidemie: die größte Ausbreitung, aber ebendiese Überspannung birgt in sich die Negation. Man musste versuchen, bis zum Ende durchzuhalten. Und das Ende wollte ich unbedingt erleben. Können Sie sich vorstellen, dass so etwas ein Lebensziel sein kann? Ein Ende des Schreckens, weil der Schrecken nicht enden will. Das war mein Wunsch: kein Verhandlungsfrieden wie in Versailles, sondern eine Niederlage, eine radikale Niederlage, die ein für alle Mal mit den großkotzigen Großmachtwünschen, mit dem völkischen Erwähltheitsglauben aufräumt.

- *unverständlich* -

Ich bedauere von ganzem Herzen, ich darf das so dramatisch sagen, dass er, der ehemalige Freund, dieses Ende nicht mehr erlebt hat: die Trümmer, die auf Socken daherkommenden gefangenen deutschen Soldaten. Und wie sind sie ausmarschiert, hinaus in den Kampf, zackig, im Stehschritt an dem Schreihals vorbei, genagelte Knobelbecher, dröhnend und mit Dschingderassa-Bumbum, und jetzt, jetzt verdrücken sich die braunen Übermenschen, ziehen ihre Uniformen aus, ziehen sich wie für einen Lumpenball abgetragenes Zivil an. Nichts mehr von Aufartung, sondern der Wunsch nach der unauffälligen Erscheinung, nach Mittelmäßigkeit. Wollen in der Menge untergehen. Sie sind, was sie immer waren: feiste, dumme Kapaune.

Es heißt, Sie seien sein Adlatus gewesen. Haben mit ihm zusammengearbeitet.

Ja, doch, ich war als junger Mann sein Adlatus. Ich bin, was mir behagt, der Beiseite-Stehende. Habe ihn

bewundert. Eben neunzehn Jahre war ich alt, als ich ihn, den vier Jahre Älteren, kennenlernte. Und es war, darf ich sagen, eine Fügung, ihn zu begleiten. Mein Leben wäre sonst sicher anders verlaufen. Ich hatte die Gelegenheit, sein Leben zu verfolgen. Ja, ich kann Zeugnis ablegen. Seine Hoffart und seine Verdammnis. Groß war er in seiner Konsequenz und in seiner Hingabe, seinem Glauben, die Menschen zum Besseren und Höheren veredeln zu können. Und genannt werden muss die bedingungslose Selbstlosigkeit des Forschers, wobei nicht zu leugnen ist, dass er, um dieses Ziel seiner Forschung, die so sehr auf die Gesundheit des Volkes gerichtet war, zu erreichen, durchaus Kompromisse eingegangen ist.

Ein Satz Darwins, den er oft zitierte, lautet: Ein wissenschaftlicher Mann sollte keine Wünsche haben, keine Gefühle – nichts als ein Herz aus Stein.

Der Freund hat das, wie alles, denn das spielerisch Leichte fehlte ihm, sehr ernst genommen. Er nahm sich, was seinem Forschungsprojekt diente. Die Rechtfertigung lag in der Wissenschaft. In der Erkenntnis. Da gab es nur wahr und falsch. Es gab kein Dazwischen. Kalte Logik. Alles andere war für ihn verachtenswerte Gefühllichkeit.

Natürlich war er auch Familienvater. Treu sorgend. Hatte Kinder, zwei Jungen, ein Mädchen. Kümmerte sich um Haus und Hof, man muss sagen Schloss und Hof, um das Gesinde, auch um Ohm Erich, seinen Bruder, einen Alten, der, nach Brasilien ausgewandert, dort sonderlich geworden war.

Einem Verwalter oblag die Bewirtschaftung des Guts, während Ploetz in seinem Zimmer saß, über das Mikroskop gebeugt oder die Tabellen durchgehend, rechnend und denkend, und immer wieder in das in Baracken untergebrachte Labor ging. All das war nur möglich durch diese Frau, seine Frau, die ihm den fürstlichen Schatz mit in die Ehe gebracht hatte, von dem das Gut und das Schloss gekauft worden waren. Eine begabte, starke, eine schöne Frau.

Schließen wir für heute. Ich komme am Donnerstag zu Ihnen.

Ja. Danke.